

Der Heilige Geist ermöglicht, in Gott heimisch zu werden

Predigt zu Pfingsten: Apg 2,1-11; Röm 8,8-17; Joh 14,15-16.23b-26

Unter dem Titel: „Die Kirche wird nicht besser, wenn ich austrete“, erschien am 27. Mai in der Süddeutschen Zeitung ein Interview mit Christian Stückl, dem Intendanten des Münchener Volkstheaters und seit 1986 Leiter der Oberammergauer Passionsspiele. Ich war gespannt, was er wohl zu sagen hätte – und am Ende wenig überrascht. Es verlief so, wie ich es von jemandem, der sich modern, intellektuell und aufgeklärt gibt und sich über Glaube und Kirche äußert, erwarte. Man liest eine ganze Reihe von Plattitüden (und nebenbei auch Gemeinheiten). Irgendwie amüsiert es mich immer wieder, wie vor allem jene, die sich betont distanziert-kritisch zur Kirche stellen, glauben, am besten zu wissen, was der Kirche unserer Zeit nottut und was sie ändern müsste, um endlich wieder zu reüssieren, als modern zu gelten und bei den Leuten anzukommen.

Nun gibt es in dem Interview aber auch eine Passage, die ein wenig zu beleuchten sich lohnt. Auf die Frage, worin denn das Problem der Kirche bestehe, lautet Stückls Antwort: „‘Für deine Sünden gestorben‘ oder: ‚So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn dahingab‘ – damit kann niemand mehr was anfangen.“ Nun, die Minderheit, die entgegen seiner Annahme sogar noch recht viel mit diesen Sätzen aus dem Neuen Testament anfangen kann, wird man kaum als „niemand“ bezeichnen. Insofern hat er sicher nicht ganz recht, wohl aber sicher für das Gros der Menschen unserer Gesellschaft. Liegt es daran, dass diese Sätze schlicht verstaubt und überholt sind?

Ich sehe andere Gründe. Wenn ich der Auffassung bin: So wie ich bin, bin ich ok; daher ist auch alles, was ich tue, ok, ich muss nur dazu stehen; und sollte ich doch einmal von Schuldgefühlen heimgesucht werden, gilt es, weil ich nie gelernt habe, damit umzugehen und keinen „Ort“ kenne, wohin ich sie tragen könnte, sie möglichst zu verdrängen; sollte mir aber das nicht gelingen, wird mir schon ein Therapeut helfen, sie wegzutherapieren; wenn daher das Wort *Sünde* in meinem Wortschatz schlicht nicht vorkommt – ja dann kann ich mit dem Satz: „Für meine Sünden gestorben“ in der Tat nichts, aber auch gar nichts anfangen.

Und wenn ich außerdem der Auffassung bin, dass ich mein Leben im Griff habe und deswegen Gott nicht brauche und Gott nur etwas für die ist, die ihr Leben nicht auf die Reihe bringen; wenn ich glaube, es gebe nur dieses eine Leben hier und jetzt, ohne jede Perspektive darüber hinaus, und daher müsse ich aus diesem Leben herausholen, was nur herauszuholen ist; und wenn ich deshalb denke, über permanente Selbstoptimierung und Lebensoptimierung werde das schon gelingen – dann kann ich mit einem Gott, der mich und die Welt so sehr liebt, dass er für mich und die Welt seinen Sohn hingibt, ebenfalls absolut nichts anfangen. Es ist wie das Reden in einer Sprache, die ich vorher noch nie gehört habe.

So weit, so gut. Doch nun fügt Stückl etwas an, das vielleicht das Hellsichtigste in seinem Interview ist. Er hatte in Hannover den „Rosenkavalier“ inszeniert und aß jeden Abend in einem kleinen Restaurant der Oper gegenüber. Über all die Leute, die er dabei beobachtete, sagte er: „Die wussten überhaupt nicht, was die Oper ist, was da drin überhaupt stattfindet. Sie haben keine Verbindung zur Oper. So geht es vielen Menschen mit der Kirche.“ In der Tat, den meisten Zeitgenossen dürfte die Kirche und ihr Glaube vielleicht sogar noch fremder sein als den Hannoveranern ihre Oper.

An dieser Stelle stelle ich mir nun vor, ich hätte Gelegenheit, Stückl zu fragen, ob er einen Weg sehe, wie seine Hannoveraner vielleicht doch einen Zugang zu ihrer Oper finden könnten. Ist vorstellbar, er würde vorschlagen, man müsse nur den „Rosenkavalier“ so lange umschreiben und an den Geschmack der Leute anpassen, bis sie von selbst hineingingen? Sicher nicht. Eher würde er wohl nach Wegen suchen, die Leute neugierig zu machen auf diese ihnen fremde Musik; und das in der Hoffnung, sie würden sie auf sich wirken lassen, vielleicht sogar von ihr berührt werden, sie daher besser kennenlernen wollen und so mit der Zeit das überwältigend Schöne dieser Musik und das Bereichernde für ihr Leben entdecken.

Und damit wäre ich endlich bei Pfingsten und dem Heiligen Geist angelangt. Der christliche Glaube ist nicht nur dem heutigen Menschen fremd, im Grunde war er es immer schon. Gott, wie er sich in Jesus offenbart hat, ist fremd in unserer Welt. Wäre es nicht so, hätte man Jesus nicht gekreuzigt. In der Welt, aber nicht von der Welt – so drückt Jesus selbst diese Fremdheit aus (vgl. Joh 17,15f).

Wobei uns hier ein großes Paradox begegnet. Denn auf der einen Seite ist der dreifaltige Gott *die* Antwort auf die tiefsten Sehnsüchte unseres Daseins; auf die Sehnsucht nach Glück, Freude, Friede, Sinn, Erfüllung,

Vollendung, Liebe. Auf der anderen Seite ist derselbe Gott uns aber fremd, weil wir diese Sehnsüchte auf *unsere* und gerade nicht auf *Seine* Weise zu erfüllen suchen.

Diese Feststellung führt nun zu einer besonders schönen Antwort auf die Frage, was denn die Aufgabe des Heiligen Geistes sei? Der Heilige Geist will uns helfen, diese Fremdheit zu überwinden und *heimisch* zu werden in Gott. Heimisch zu werden bei jenem Vater, der aus Liebe zu mir und zur Welt seinen Sohn hingab, nicht zuletzt, um mich und uns zu erlösen von unseren Sünden.

Wie der Heilige Geist dies vollbringt, führen uns die Lesungstexte des heutigen Pfingstfestes vor Augen. Die 1. Lesung zeigt uns eine Erstes: die Überwindung der *Menschenfurcht*. Oft ist es gerade Menschenfurcht, die viele hindert, sich mit dem Glauben auch nur auseinanderzusetzen. *Wie, du interessierst dich für diesen „Ver-ein“? Du betest? Gehst sonntags in die Kirche? Das ist doch eigentlich das Letzte!*

Es braucht Mut, sich von dem, was andere über gläubige Menschen denken und sagen, nicht beeindrucken zu lassen. Diesen Mut will der Heilige Geist schenken. So wie damals, als die, die Jesus verleugnet und im Stich gelassen hatten, die weggelaufen waren und sich hinter verschlossenen Türen verschanzt hatten, auf einmal heraustreten und furchtlos den Glauben an Jesus als den Messias, Erlöser und Sohn Gottes bekannten. Petrus, der noch wenige Wochen zuvor seinen Meister so jämmerlich verleugnet hatte, wird mit allen anderen bereit sein, für Jesus sein Leben hinzugeben. Denn für sie alle gilt von nun an: Ein Leben zurück in die Gottesfremde, nachdem sie das Heimischsein in Gott und seinem Sohn Jesus kennengelernt haben, wäre ein verfehltes, ein nicht mehr lohnendes Leben. Weil es die Perspektive über das irdische Leben hinaus gibt, wollen sie lieber sterben als zurückkehren in die Entfremdung von Gott und damit von sich selbst.

Ein Weiteres macht die 1. Lesung deutlich: Sie berichtet von einem Kommunikationswunder. Menschen verschiedenster Sprachen und Kulturen stehen sich nicht mehr fremd gegenüber, sondern verstehen die Verkünder und verstehen einander. Ob jemand wirklich in Gott heimisch geworden ist, erkennt man auch und gerade daran, dass er eine Wohltat für die Menschen ist und dem Heiligen Geist Raum gibt, der das Verstehen und den Frieden unter Menschen und Völkern ermöglicht und befeuert.

Die 2. Lesung macht deutlich, dass der in Gott heimisch Gewordene sich nicht mehr vom Fleisch bestimmen lässt, sondern vom Geist Gottes. Er wird immer mehr lernen, nicht den Neigungen seiner Triebe, Leidenschaften und seines Ego, das sich so gerne aufplustert, zu folgen, sondern frei zu werden auf jene Liebe hin, die der Heiligen Geist in Person ist. Auf etwas andere Weise spricht auch das Evangelium davon. *Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote und mein Wort halten*. Was Jesus hier sagt, ist nicht moralisierend gemeint – im Sinne einer rigorosen Gebotsmoral. Jesus weiß, dass wir hinter seinen und des Vaters Geboten immer zurückbleiben werden. Worum es aber geht, ist die entschiedene Ausrichtung des eigenen Lebens auf Gottes Gebote und die Worte Jesu hin. Auch für uns Heutige gilt: Der Weg ins „Gelobte Land“ unserer tiefsten Sehnsüchte führt über den Berg Sinai, d.h. auch über die 10 Gebote, die Jesus in der Bergpredigt noch einmal in die radikale Tiefe göttlicher Liebe hin geführt hat. Wer an Jesu Geboten, auch wenn sie einer Zeit wie der unseren in wichtigen Teilen nicht mehr plausibel erscheinen, bewusst vorbeilebt, wird in Gott nicht heimisch werden können.

Was aber ist die Frucht für den, der den Weg des Heimischwerdens in Gott geht? Zunächst wird er mit den von Stückl zitierten Worten sehr wohl etwas anfangen können. Auf einmal bedeuten sie nicht mehr unverständliche Fremdheit, sondern sind überraschend gefundene, geliebte, erlösende, befreiende Heimat, die man um keinen Preis in der Welt mehr missen oder verlieren möchte.

Die 2. Lesung beschreibt diesen Weg als eine Befreiung vom den „Geistern der Knechtschaft“, die uns an unsere Triebe, uns selbst und unser Ego binden, hin zum „Geist der Kindschaft“, der uns in die Familie der Freien, in die Familie Gottes führt, in der wir in restlosem Vertrauen rufen dürfen: „*Abba, Vater!*“

Und zuletzt verheißt Jesus im Evangelium: Diesen Weg mit Hilfe des Beistands, den er sendet, zu gehen, wird dazu führen, dass der Vater und Jesus selbst *„kommen und Wohnung in uns nehmen“*. Das zeigt: Gott will nichts lieber als selbst *heimisch* werden in mir und uns allen, damit ich, damit wir heimisch werden in Ihm. Wo das geschieht, geschieht Pfingsten.